

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 43 (1949)
Heft: 23

Artikel: Briefe aus Afrika [Schluss]
Autor: Hepp, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Zürich, 30. Nov. 1949 Nr. 23
43. Jahrgang

Herausgegeben vom Schweiz.
Verband für Taubstummenhilfe

Offizielles Organ des Schweiz.
Gehörlosenbundes (SGB).

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats · Jahresabonnement Fr. 6.— · Postscheckkonto VIII 11319

Briefe aus Afrika

(Schluß)

Ein Tierparadies

Am folgenden Morgen machen wir dem Park einen zweiten Besuch. Schon zehn Minuten vor 6 Uhr fahren wir weg. Diesmal führt uns der Soldat nach Osten, dem Rutschurufluß entgegen. Noch bevor die Piste von der Landstraße abzweigt, begegnen wir einer Hyäne. Sie steht nur zehn Meter von uns entfernt im Gras an der linken Straßenseite. Deutlich sehen wir ihr geflecktes Fell und ihr häßliches Gesicht mit dem Raubtiergebiß. Sie sieht aus wie ein großer, verwilderter, bissiger Hund. Eine Weile starrt sie uns mit bösem Blicke an. Jetzt läuft sie in der Richtung gegen das Hotel davon. Wir folgen ihr durch Rückwärtsfahren. Das paßt ihr nicht. Sie kehrt um, springt auf die Straße hinaus und rennt auf ihr flußwärts weiter. Nun gibt's einen Wettlauf zwischen ihr und unserm Wagen. Wir kommen ihr rasch näher. Schon ist der Abstand auf etwa zwei Meter gesunken. Da wendet sie sich nach rechts und entschwindet unsern Blicken.

Ein Wächter gibt uns den Zugang zur Parkpiste frei. Zu beiden Seiten unseres Weges machen sich Wildschweine zu schaffen. Es sind mehrere große Tiere mit mächtigen Hauern dabei. Sie schauen recht kriegerisch in die Welt hinein. Doch vor unserm Auto reißen sie aus. Bald sehen wir über dem Gras nur noch ihre hocherhobenen Schwänzchen davoneilen. Da und dort stehen einzelne Elefanten. Von rechts her nähert sich einer der Riesen. Wir beschleunigen die Fahrt, um an ihm vorbeizukommen, bevor er unsern Weg kreuzt. Auch Meerkatzen (kleine, schlanke Affen mit langem Schwanz) begegnen uns heute.

Etwas weiter vorn steht ein Elefant, der eben sein Frühstück einnimmt. Unser Näherkommen stört ihn nicht im geringsten. Geruhsam

reißt er mit seinem Rüssel Zweiglein ab und schiebt sie ins Maul. Nur die äußersten Spitzen mit den jungen Blättern scheinen ihm recht zu sein. Wo der Tisch so reich gedeckt ist wie im Park, wird man eben leicht ein Feinschmecker. Jetzt macht uns der begleitende Soldat auf einen mächtigen Bullen aufmerksam, der mit seinen Füßen den Boden aufkratzt und ganze Wolken von Erde und Sand über seinen Rücken und an den Bauch hinaufwirft. Wir vermuten, er wolle lästiges Ungeziefer vertreiben.

Da und dort stehen Kaktusse, groß wie unsere Obstbäume. Mit ihren vielen nach oben strebenden Seitenästen gleichen sie mächtigen Kandelabern (Kronleuchter, Kerzenträger). Manche sind über und über mit Schlingpflanzen bedeckt. Und einzelne sind unter der Last dieser schmarotzenden Gäste zusammengebrochen. Nicht selten stehen die Kaktusse so nahe und zahlreich beieinander, daß sie ganze Wäldchen und stattliche Stämme bilden wie unsere Tannen und Buchen. An andern Stellen herrschen die Schirmakazien vor. Man nennt sie so, weil ihre Kronen mächtigen Sonnenschirmen gleichen.

Zwischen den baumartigen Gewächsen macht sich, wie Tupfen über die Landschaft zerstreut, allerlei Gestrüpp breit. In den feuchten Niederungen rücken Bäume und Gebüsch näher zusammen. Es entstehen geschlossene Dickichte, Dschungel, wo die zahlreichen Tiere Schutz, Schatten und Ruheplätze finden. Und den Flüssen entlang stehen schmale Urwaldstreifen (Galeriewälder). Palmen und andere tropische Bäume, Schlingpflanzen und üppige Kräuter vereinigen sich hier zu einer uns fremd anmutenden Pflanzenwelt.

Immer wieder trippeln Feldhühner vor dem Auto über die Piste. Von Busch zu Busch flattern Vögel, die an die heimatlichen Amseln und Elstern erinnern. Hoch in der Luft ziehen Bussarde ihre Kreise. Auch mächtige weiße Reiher, Pelikane und Geier schweben über unsern Köpfen. Auf den Spitzen der Sträucher und Bäume lauern Habichte und Sperber auf Beute. Die weite Ebene beherbergt noch viele andere, uns unbekannte, meist buntbefiederte Vögel. Jeder findet hier reichlich Nahrung und einen Schlupfwinkel, wo er ein Nest bauen und Junge großziehen kann.

Wir nähern uns dem Rutschuru. Zahlreiche Weglein mit frischen Spuren mächtiger Huftiere kreuzen den Weg. Es sind Pfade der Nilpferde. Das beweisen auch die vielen kugeligen, fast fußballgroßen Kothaufen, die überall herumliegen. Schon von weitem erkennen wir, daß im träge dahinfließenden Fluß Hunderte von Nilpferden baden und sich sonnen. An einer günstigen Stelle verlassen wir das Auto und steigen

zum Wasser hinunter. Nahe am Ufer sind die Nilferdpfade bis zu einem Meter tief ausgetreten und ausgeschwemmt.

Da, wo wir jetzt stehen, liegt vor uns im Wasser ein ganzes Dutzend der schweren Kolosse. Sie werden bis viereinhalb Meter lang und bis 3000 Kilo schwer. Von weitem gesehen, gleichen sie riesigen fetten Schweinen. Ihre Schnauzen sind aber weniger spitz, das Maul viel breiter, die Ohren kleiner. Die Augen und Nasenlöcher sitzen auf Höckern. Das ist ihrem Leben im Wasser gut angepaßt. Viele strecken nur die winzigen Ohren, die Augen und die Nasenlöcher über den Wasserspiegel hinaus. Auf diese Weise können sie schnaufen und alles beobachten, was um sie herum vorgeht; sie selbst aber werden nur schwer gesehen. Oft tauchen sie ganz unter und bleiben minutenlang unter Wasser. Andere strecken nur den Rücken heraus. Es sieht dann aus, als ob glänzende schwarze Felsblöcke im Wasser lägen. Eines der Tiere vor uns hat nur ein Ohr. Der Soldat erzählt, daß oft Löwen junge Nilferde zu erbeuten suchen. Offenbar handle es sich hier um ein Muttertier, das im Kampfe um sein Junges das eine Ohr verloren habe.

Plötzlich reißt eines das Maul weit auf und gähnt. Der Rachen mit seinen Riesenzähnen bietet einen erschreckenden Anblick. Er ist so weit und groß, daß ein Jagdhund aufrecht hineinspazieren könnte. Und nun gehen zwei mit weitaufgesperrtem Rachen aufeinander los. Aber sie tun sich nichts zuleide. Sie scheinen nur zu spielen. Etwa 150 Meter flußaufwärts kommen eben zwei Nilferde vom Lande her, stürzen sich ins Wasser und überqueren den Fluß. Und 50 Meter abwärts, unsern Blicken verborgen, hören wir Gebrüll und heftiges Wasserklatschen. Gleich darauf sehen wir, wie sich einer der Kolosse ans Ufer hinauf flüchtet. Da frage ich mich: Könnte nicht auch da, wo wir stehen, einer aus dem Wasser springen und sich dann gegen uns wenden? Rasch schaue ich mich nach unserm Wagen um und nach einem Gebüsch, hinter dem ich mich nötigenfalls verstecken könnte. Doch geschieht nichts, was nach Gefahr aussieht.

Wir steigen wieder zum Auto hinauf. Oben sehen wir, daß noch einige andere Nilferde von ihrer nächtlichen Wanderung über Land zurückkehren und dem Wasser zustreben. Langsam fahren wir weiter. In einer Pfütze, nicht größer als ein Schulzimmer, hocken fünfzehn der gewaltigen Tiere. Das Wasser ist schlammig und dick wie Kartoffelsuppe. Noch nie habe ich so schmutzige Tiere gesehen. Alle sind mit einer dicken Lehmkruste überzogen. Ihr Bad scheint ihnen sehr zu behagen. Sie grunzen wohligh wie vollgefressene Schweine. Träge blinzeln sie zu

uns herüber und wedeln mit ihrem Stummelschwänzchen, so daß die gelbbraune «Suppe» lebhaft herumspritzt.

Nach 9 Uhr kehren wir zum Frühstück ins Hotel zurück. Da fragt mich der Wirt, der früher selbst Parkaufseher gewesen ist: «Haben Sie Löwen gesehen?» Ich verneine, worauf er meint: «Dann versuchen Sie es morgen nochmals. Letzte Woche sind an einer Stelle vierzehn beieinander gesehen worden.» Gegen Mittag brechen wir auf, um jenseits des Gebirges auf einer Versuchsstation die Errichtung einer großen Getreidepflanzung abzuklären. Erst spät in der Nacht sind wir wieder zurück. Am nächsten Morgen frühstücken wir schon um 7 Uhr und fahren dann um halb acht nochmals in den Park hinaus. Auf der weiten Wiesenebene dem Hotel gegenüber weiden wieder zahlreiche Büffel (Verwandte unseres Rindviehs). Auf einigen sitzen kleine weiße Reiher und reinigen ihren Pelz von Ungeziefer. Im Vorbeifahren haben wir Gelegenheit, einen der Büffel ganz aus der Nähe zu betrachten. Sein Anblick wirkt unheimlich; sein Blick ist drohend; sein Schädel, seine Schultern und Beine sind voll gewaltiger Kraft. Für die Jäger sind die Büffel gefährlicher als die Löwen. Hier im Park jedoch sind sie nicht zu fürchten. Keiner macht Miene, uns anzugreifen. Und wir selbst hüten uns, sie zu reizen.

Unser Führer weiß, daß wir Löwen antreffen möchten, und führt uns auf einem flachen Landrücken rasch nach Norden, dem Edwardsee entgegen. Bald entdecken wir zwei Geier, die auf einem Baume auf Beute lauern. Sie zeigen uns, daß sich irgendwo in der Nähe wahrscheinlich Löwen aufhalten. Denn die Geier nähren sich von Aas und den Resten, welche die Löwen bei ihrem Fraß übriglassen. Und wirklich: der Soldat deutet nach links und sagt: «Zwei Löwen.» Doch schon hat uns ein Gebüsch die bezeichnete Stelle verdeckt. Wir fahren etwas rückwärts und warten. Aber Simba (so nennen die Neger den Löwen) läßt sich nicht blicken. Da geht der Soldat langsam und vorsichtig auf die Suche. Es gelingt ihm nicht, die Löwen aus ihrem Versteck hervorzulocken. Schade! Nun — vielleicht haben wir ein andermal mehr Glück.

Nach Dreiviertelstunden erreichen wir den Rutschurufluß, diesmal etwas oberhalb seiner Mündung. Er ist infolge des gestrigen Regens stark gestiegen. An einer erhöhten, buschfreien Stelle steigen wir aus. Wieder gibt's viel zu sehen. Und weit auf freiem Feld steht ein Nilpferd mit einem winzigen Jungen. Der Begleitsoldat meint, es sei erst gestern geboren worden. Rings um die beiden tummelt sich eine lebhafte Affenherde. Etwas weiter weg weidet ein einzelner Büffel. Mehr links stehen zwei Elefanten, unbeweglich wie Felsblöcke. Jenseits des Flusses be-

merken wir eine Herde Wasserböcke: Antilopen mit langen, bogenförmigen Hörnern, groß und schwer wie fette Rinder.

Das friedliche Beieinandersein so verschiedener Tiere inmitten der unberührten Flußlandschaft macht einen unauslöschlichen Eindruck auf uns. Aber am gleichen Platz sind auch Anzeichen genug vorhanden, die uns nachdenklich machen. Dem Rutschuru entlang liegen überall gebleichte Knochen. Wie viele blutige Kämpfe mögen hier jahrein, jahraus stattfinden, wenn die Tiere zur Tränke an den Fluß hinuntersteigen? Wo die friedlichen Herden der Grasfresser (Antilopen, Gazellen, Flußpferde usw.) leben, finden sich immer auch Raubtiere. Ja, die Natur ist grausam. Und das eingangs gebrauchte Wort vom Tierparadies stimmt nicht ganz. Aber wenigstens vor dem schlimmsten Feind sind hier die Tiere sicher: vor dem Menschen mit seinem Schießgewehr. Joh. Hepp

Die Geschichte einer reinen Liebe

6.

Egli-Hannes.

Egli-Hannes, der Bauer von Säubrunnen, war ein Leutebetrüger. Er verstand es ganz famos, den Gutmeinenden zu spielen, über die Regierung zu schimpfen, wie sie es den armen Bauern doch so schlecht mache, und es bessere nicht, bevor man die Aristokraten allesamt weggejagt habe und ihn, den Egli-Hannes, regieren lasse. Die Leute wußten gar wohl, was er für ein Bschyßhung (Betrüger) war. Aber wenn er dann so schön redete, daß ihm die Tränen in die Augen kamen, ließen sie sich immer wieder täuschen, gschäfteten mit ihm und nahmen einen Schuh voll heraus (wurden betrogen). Hinterher fluchten sie dann über den Egli-Hannes. Aber der wußte so den Unschuldigen zu spielen, daß sie ihm das nächste Mal doch wieder glaubten. Es ist ja merkwürdig, wie die Leute immer wieder von einem guten Maulwerk sich täuschen lassen.

Dieser Egli-Hannes war hager von Gestalt und spitzbübisch von Gesicht wie ein Teufel. Im Herzen war er ja einer. Das mußte der gute Dürluft-Peterli erfahren. Der Peterli hatte nämlich einen Brief bekommen. Da sei einer gestorben, der dem Peterli dreihundert Gulden schuldig sei. Peterli könne das Geld abholen beim Stampf-Michel im Hühnerloch. Recht so, aber Peterli konnte das nicht lesen und seine Frau auch nicht, wußten nicht, was in dem Briefe stand.

Siehe, da half die Vorsehung! Der Egli-Hannes kam daher. Peterli wies ihm den Brief. Egli-Hannes las ihn und sagte: